

# ORIENTIERUNG

*Katholische Blätter für weltanschauliche Information*

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 7

15. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. April 1951

**INHALT:** Christentum ohne Kirche: Ist die Kirche überflüssig, zweitrangig, schädlich für das Christentum? — Grundsätzliche Antwort — Vollendete und unvollendete Kirche.

**Frankreich:** Zur Konferenz der Bischöfe: Probleme der katholischen Kirche in Frankreich.

**Italien:** Regierung ohne Sozialisten: Hintergründe der neuesten Entwicklung.

**Amerika:** Industrie und Mensch: Ein wichtiger Faktor der Produktion — Information — Ausbildung und Promotion des Arbeiters — Kooperation.

**Zur Predigt-Reform:** Krise der Predigt und Bemühungen zu ihrer Ueberwindung.

**Ex urbe et orbe:** Berlin «Hauptstadt des Widerstandes» — Fehlt es am Gelde? Das eigentliche Erlebnis am Flüchtlingskongress.

**Buchbesprechungen:** Dawson — Röpke — Hackel.

## Christentum ohne Kirche

Das Konstruieren eines Gegensatzes zwischen Christentum und Kirche ist nicht neu. Aber der Versuch taucht trotzdem in den verschiedensten Formen und Formulierungen immer wieder auf. Charles Maurras wollte die Kirche, um das Christentum unschädlich zu machen. Nach seiner Überzeugung ist das Christentum wesentlich jenseitig gerichtet, durch die Lehre vom Kreuz kulturfeindlich, und durch die Betonung des Gewissens individualistisch. Die Kirche, so meinte er, habe die Jenseitshaltung religiös aufs Diesseits konzentriert, durch Menschen, die an Gottes Stelle wirken und durch Sakramente, die schon hier und heute das religiöse Bedürfnis befriedigen. Sie gebe durch die Betonung christlicher Kunst kulturelle Anregungen und als Organisation, die mit Autorität ausgestattet ist, überwinde sie den Individualismus.

Meistens aber wird im umgekehrten Sinn die Kirche bekämpft, um einem unverfälschten Christentum freie Entwicklung zu ermöglichen.

Die einen behaupten, dass Kirche überflüssig sei. Denn Christentum sei innerlicher Glaube, der sich auswirkt im Ethos richtigen Handelns. Das Wesen des Christentums stellt somit auf den Einzelnen, seinen Glauben und sein Tun ab. Organisatorischer Zusammenschluss ist rein menschliches Gebilde und völlig überflüssig.

Andere lassen zwar Kirche gelten, aber als durchaus zweitrangig. Es ist infolgedessen dann auch gleichgültig, welcher der verschiedenen Kirchen man angehört. Wichtig ist nur, dass man als Christ lebt und sich als Christ betätigt. Die moralische Aufrüstung der Menschheit geschieht durch Christen, nicht durch Kirchen.

Eine dritte Gruppe, und sie ist die gefährlichste, betrachtet die Kirche geradezu als schädlich. Diese Schädlichkeit beruht schon auf ihrer äusseren Existenz. Denn Kirchen wirken trennend, anstatt einigend. Sie errichten konfessionelle Schranken, erschweren die Verständigung und Einigung der Christen und verunmöglichen praktisch die richtige Zusammenarbeit und den Zusammenschluss.

Das Entscheidende aber ist, nach der Auffassung vieler,

die innere Unvereinbarkeit weil Gegensätzlichkeit von Kirche und Christentum. Der Gegensätze sind manche. Da ist einmal der schlichte Glaube umgewandelt in eine komplizierte Dogmatik, in welcher paulinische Theologie und aristotelische Philosophie zu seltsamen Gedankenkonstruktionen vermengt sind. Da ist weiterhin die Moral dieser Kirche. Sie hat die Gesinnungsethik der Bergpredigt wieder in die von Christus verurteilte Gesetzmäßigkeit umgewandelt und die Liebe in Kasuistik. Das Reich Gottes ist zu einer Organisation geworden und das Ethos weitgehend wieder durch Ritus ersetzt, wo doch schon die Propheten die Nichtigkeit des Ritualen gegenüber der Wichtigkeit des Ethischen betont hatten. Und im Ritus selbst ist das eine Opfer von Golgatha ergänzt durch die vielen Opfer der Messe, weil eben Priestertum in Ritus und Opfer seine Daseinsberechtigung hat. Die Gnade ist beeinträchtigt durch das Jus, denn die Werke haben wieder Verdienstcharakter und damit einen Rechtsanspruch vor Gott. Der Gewissensentscheid des Einzelnen ist abgelöst durch die Vorschrift der Autorität. Die Demut des Evangeliums ist verdunkelt durch die Machtträger der Hierarchie. Schlichtes Dienen ist ersetzt durch die Herrschaft des Klerikalismus. Die Theologie des Kreuzes ist weithin gelähmt durch einen Kulturkatholizismus. Und hinter allem steht letztlich ein zu starkes Betonen des Menschlichen, also Mensch statt Gott. Die Kirche als menschliches Gebilde hat das Wort Gottes vermenschlicht oder wenigstens soviel Menschliches hinzugefügt, dass es in seiner ursprünglichen Reinheit und Grösse kaum mehr sichtbar ist. Die Forderung muss daher lauten: Christentum ohne Kirche. So die These, die bald laut, bald leise verkündet wird.

Es handelt sich hier nicht darum, auf diese Einwürfe im einzelnen einzugehen, sondern es sind ein paar grundsätzliche Feststellungen zu machen.

Erstens: Unkirchliches Christentum ist unchristlich. Will man das Christentum nicht vermenschlichen, so darf man nicht nach menschlichem Ermessen aus der Botschaft Christi das auswählen, was einem behagt und das weglassen, was einem nicht entspricht. Sondern man muss Wort und Werk

Christi als Ganzes, ohne Abstrich nehmen. Nun spricht aber Christus des öftern von der Kirche. Vor allem in seinem Wort an Petrus (Mt. 16, 18) und an die übrigen Jünger (Mt. 18, 18). Diese Worte Christi vom Bau seiner Kirche stehen nicht am Rande des Evangeliums, sondern gehören zu seiner Mitte. Christus ist gekommen, die neue «Gemeinde Jahwes», seines Vaters im Himmel, zu schaffen. So wie aber das fleischliche Israel eine sichtbare Gemeinschaft des Herrn war, so auch das geistige Israel der Kirche. Sie ist das neue «Volk Gottes» und als solches mit festem Gefüge der Organisation gebaut. Christus hat Jünger gesammelt, sie von den andern geschieden, aus ihrer Mitte das Kollegium der Zwölf ausgewählt und es mit Autorität ausgestattet. Und an die Spitze des Kollegiums hat er den einen Simon Petrus gestellt, dessen Name und Amt als Oberhirt der Herde des Herrn unleugbar ein institutionelles Element und autoritäre Führung enthalten. Dementsprechend ist in der Apostelgeschichte von den ersten Anfängen an die eine sichtbare Kirche unter der Führung des Petrus lebendig. Paulus vertieft die Erkenntnis dieser Tatsache durch das Bild vom mystischen «Leib Christi» mit Haupt und Gliedern. Und in der Apokalypse stehen sich Jerusalem und Babylon gegenüber. Beide Bilder besagen die Sichtbarkeit und die Organisation geistiger Mächte. Man kann also das Institutionelle und Organisatorische nicht aus dem Christentum streichen. Somit ist ein Christentum ohne Kirche kein Christentum.

Zweitens: In der Kirche ist die Einbruchstelle des Menschlichen. In Christus ist das Wort Fleisch geworden. Der physische Christus hat somit einen sichtbaren Leib. Dementsprechend hat auch der mystische Christus, die Kirche, einen Leib, die sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen. Aber beim physischen Christus sind die Glieder nur Glieder ohne Eigenleben. Darum ist bei ihm alles von der einen Person her gestaltet. Beim mystischen Christus führen die Glieder, die einzelnen Gläubigen, ihr Eigenleben. Und so ist zwischen ihrem Gliedcharakter und ihrer Selbstbetätigung ein Unterschied und ist ein Gegensatz möglich. Das selbständig und selbsttätig Menschliche gehört somit zum Wesen der Kirche. Wird aus dieser Selbsttätigkeit ein Gegensatz zum Geist und zur Forderung Christi, so ist das schon beim einzelnen Gläubigen verhängnisvoll, denn er entstellt durch sein Sündigen

das Antlitz des mystischen Christus und missbraucht den Leib Christi. Vor allem aber ist es verhängnisvoll, wenn es sich um jene Glieder handelt, die in der Kirche besonders wichtige Funktionen haben, also die Priester, Bischöfe, Päpste. Das Menschlich-Allzumenschliche setzt sich dann in Widerspruch zum gottmenschlichen Wesen Jesu. So ist in der Kirche ein Wuchern des Organisatorischen und Verwaltungsmässigen möglich, ein Missbrauch der Autorität, Wille zur Macht anstelle des Dienens, Bereicherung statt freigewählter Armut, Veräusserlichung statt Innerlichkeit, falscher Aktivismus, der das Tun Gottes durch menschliche Aktivität ersetzt oder entstellt. In allen oben genannten Vorwürfen ist ein berechtigter Kern, wenn auch die Formulierungen, bewusst oder unbewusst, immer wieder überspitzt werden. Die Kirche ist das Verhülltsein Gottes im Menschlichen, die Verborgenheit Gottes in der menschlichen Gestalt. Gerade weil die Kirche im Menschlichen sichtbar wird, ist ihr innerstes Wesen unsichtbar. Und darum ist sie ein Mysterium, das nur dem Glauben zugänglich ist: «Credo in Ecclesiam».

Die Vollendung der Kirche, das heisst die Erreichung jenes Zustandes, in welchem Gegensatz und Widerspruch zwischen menschlichem Tun und auf Gott hingebordener Funktion aufgehoben ist, weil dann alles von der einen Kraft der Liebe be-seelt und gestaltet wird, ist erst dem Jenseits vorbehalten. Erst dann ist das irdisch-geistige Jerusalem im himmlischen Jerusalem vollendet. Erst dann ist das Volk Gottes völlig unter der Führung Gottes. Erst dann ist auch der mystische Leib Christi verkörperter Leib. Erst dann ist die Hochzeit des Lammes und ist die Braut ohne Runzel und Makel.

Daraus ergibt sich, dass hier und jetzt ständig an der Reform der Kirche gearbeitet werden muss. Und zwar sowohl an der Reform der einzelnen Glieder wie auch an der Reform der Funktionen, welche das Einzelglied im Gesamtorganismus auszuüben hat.

Die Formel muss somit lauten: Nicht unkirchliches Christentum, aber auch nicht Behauptung einer schon jetzt vollkommenen Kirche, sondern kirchliches Christentum mit ständiger Reformarbeit an der Kirche im Geist und durch den Geist Christi, bis Christentum und Kirche in vollendeter Harmonie das Reich bilden, das der Sohn dem Vater übergibt. xy.

## Frankreich: Zur Konferenz der Bischöfe

Die katholische Kirche Frankreichs setzt sich heute aus 95 Diözesen zusammen, einschliesslich derjenigen in Nordafrika (Algier, Constantin, Oran, Karthago), auf den Antillen (Martinique, Guadeloupe und der Réunion). Marokko (Rabat) steht dagegen direkt unter dem apostolischen Vikariat. Diese Diözesen wiederum sind in 19 Provinzen gruppiert; ausgenommen Strassburg, Metz, Monaco, Marseille, Martinique, Guadeloupe und Réunion, die vom Heiligen Stuhl direkt abhängig sind. Jeder dieser 19 Provinzen steht ein Erzbischof vor. Die Grösse der Diözesen ist ganz verschieden. So hat z. B. diejenige von Paris 5 Millionen Seelen zu betreuen, diejenige von Pamiers 150 000 und die von Saint-Jean-de-Maurienne 43 000. Von den fünf französischen Kardinälen sind vier in Frankreich: Msgr. Liénart (Lille), Msgr. Gerlier (Lyon), Msgr. Roques (Rennes) und Msgr. Saliège (Toulouse); der fünfte, Msgr. Tisserant, ist der Doyen vom Sacré-Collège in Rom.

Wir führen diese Gliederung an, um damit die Bedeutung zu zeigen, die die am 3. April eröffnete Vollversammlung des französischen Episkopats hatte, an der vier Kardinäle, 21 Erzbischöfe und 81 Bischöfe teilnahmen. Wenn eine solche Vollversammlung einberufen wird — die letzte fand vor 45 Jahren zur Zeit der Trennung von Staat und Kirche statt — dann

müssen wichtige Gründe vorliegen. Vereinigen sich doch jedes Jahr die französischen Kardinäle und Erzbischöfe zweimal, so dass es an persönlichem Kontakt und persönlichen Aussprachen über die für die Kirche im Vordergrund stehenden Probleme nicht fehlt. Ausserdem hat der französische Episkopat einen Generalsekretär. Bis vor kurzem war es Msgr. Chapoulie, der inzwischen zum Bischof von Angers ernannt wurde; sein Nachfolger im Sekretariat, Msgr. Villot, hat aber seine neue Funktion noch nicht offiziell übernommen. Warum werden wir noch sehen.

Über diese Vollversammlungen irgendein Communiqué zu veröffentlichen, war bisher nicht üblich. Die Verhandlungen als solche bleiben strikt geheim, so geheim, dass es vieler Jahre bedurfte, bis man wusste, was auf der letzten behandelt wurde. Selbst wenn es diesmal anders sein sollte — was wir bezweifeln möchten — so wird es sich lediglich um eine kurze Veröffentlichung handeln, deren Inhalt beinahe vorausgesagt werden könnte.

Unsere Ausführungen versuchen darum nur einige Fragen zu zeigen, die heute für die katholische Kirche in Frankreich aktuell sind und deren Lösung für die Zukunft uns lebenswichtig zu sein scheint.

Eine weltbekannte Persönlichkeit eines Ordens, mit der

wir vor fast zwei Jahren über die verschiedenen neuen Erscheinungen im religiösen Leben Frankreichs, ganz besonders hinsichtlich der Laienwelt, sprachen und sie um ihre Meinung baten, sagte uns: «Dieses und jenes ist ganz ausgezeichnet. Gewiss, es ist noch manches im Gären, und man weiss noch nicht, was das alles geben wird, aber ich bin, im Gegensatz zu manchen meiner Freunde, optimistisch.»

Diese Worte sind heute aktueller denn je, denn mit diesen verschiedenen Initiativen wird und muss sich die Vollversammlung beschäftigen, «pour faire le point». Man könnte sagen, dass die bisherigen Erfahrungen mit diesen Initiativen für den Episkopat die Bedeutung eines Tests für die Laien haben, aus dem man deren Charakterstärke wie auch Schwäche feststellen kann. Zeigen sich doch nicht zu übersehende Spannungen zwischen der Avantgarde und den Massen einerseits, und zwischen ihr und manchen Würdenträgern andererseits; Spannungen, die nicht so sehr auf religiösem Gebiete liegen als auf gewissen praktischen Ausführungen und auch auf einem zu eifrigen, nicht genügend abgegrenzten Vorgehen. Hinzu kommt, dass in dieser Diözese dieses oder jenes Problem anders behandelt wird als in jener, so dass sich eine Koordination als absolut notwendig erweist. Wenn man berücksichtigt, dass allein die französische Katholische Aktion über 139 Organisationen verfügt, so wird es auch für jeden Laien verständlich, dass die katholische Kirche Frankreichs diese Bewegungen und Arbeiten aufeinander abstimmen muss, sollen die verschiedenen Organisationen und ihre Tätigkeit für die Kirche wirklich repräsentativ sein. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass z. B. die französischen Jocisten (Jeunesse ouvrière chrétienne) eine Krise durchmachen, die nicht nur, aber auch eine Wachstumskrise ist. In der steten Berührung mit der Arbeiterjugend aller Schattierungen und Parteien verfällt die christliche, trotz mancher geistlicher Führer, die ja nicht auf den Arbeitsplätzen sind, zu leicht in einen gewissen revolutionären Jargon, der von der christlichen Substanz wegführt. Dieser Jugend, die mit einer grossen Begeisterung, Hingebung und Caritas sich all ihrer Kameraden annimmt und die, moralisch gesehen, eine hochehrwürdige Elite darstellt, fehlt zu einem nicht unbedeutenden Teil eine, wenn auch nur rudimentäre Kenntnis der tieferen wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge, so dass sie den primitiven, aber auf den ersten Blick einleuchtenden marxistischen und revolutionären Slogans leichter erliegt, als man allgemein annimmt. Die religiöse Unterweisung ist sicherlich gut und unentbehrlich; die rein sachliche, auf diese Zusammenhänge hingerrichtete, ist aber fast ebenso wichtig. Jede Jugend ist vom Gefühl ihrer Einheit stark ergriffen und hält diese, nicht zu unrecht, für die späteren sozialen Kämpfe für unentbehrlich. Um so mehr wird man versuchen müssen, diese Einheit nicht vom Slogan, sondern von einem tieferen Wissen beherrschen zu lassen, das nicht etwa durch langweilige «Kurse» gegeben, sondern durch unmittelbar aus dem täglichen Leben gegriffene Beispiele illustriert werden sollte.

Bekannt ist, dass Erzbischof Feltin (Paris) einen Bericht über die Reorganisation des Sekretariates der Katholischen Aktion, wie über dasjenige des Episkopats ausgearbeitet hat (weshalb der neue Generalsekretär noch nicht in Funktion ist); Msgr. Guerry (Cambrai) legt einen Bericht über das Hirtenamt der Sakramente (la pastorale des sacrements) vor, die beide die Hohe Versammlung beschäftigen werden. Aber es wird auch eine gemeinsame Haltung gegenüber neuen Formen der Liturgie, wie z. B. das Apostolat der Arbeiterpriester, der Abendmessen, der Administration der Sakramente gesucht werden, wo erhebliche Unterschiede nicht nur zwischen den einzelnen Diözesen, sondern selbst zwischen den Gemeinden bestehen. Unter dem Vorsitz von Kardinal Gerlier wird man sich auch ganz besonders mit dem Problem der freien, also religiösen Schulen beschäftigen.

Bei all diesen notwendig gewordenen Beratungen und Besprechungen handelt es sich also keineswegs um eine Stellungnahme zu einer inneren oder äusseren religiösen Krise, wohl aber, wenn auch in einer indirekten Form, um eine Reform der Struktur; noch genauer gesagt, um eine Einbettung der kirchlichen und religiösen Organisationen in die allgemeine Strukturänderung der Gesellschaft. Ist doch die katholische Kirche unserer Tage, ganz besonders diejenige Frankreichs, mit dem sozialen Leben und seinen Neubildungen mehr denn je verbunden. Die Folgen der zwei furchtbaren Weltkriege, die mehr als alles andere zu dieser Strukturänderung der modernen Welt beigetragen haben, zwangen manche kirchlichen Würdenträger, wenn man so sagen darf, aus der Sakristei herauszutreten. Dieses Heraustreten, zugleich mit der ständig wachsenden Mitarbeit der Laien, hatte aber so viele kirchlich inspirierte Neubildungen zur Folge, dass man heute, wo man die Erfolge und Misserfolge einigermaßen abschätzen kann, die Hauptaufgabe in der Koordinierung all dieser Bewegungen sieht, so dass dadurch auch jede Doppelarbeit oder ungesunde «Konkurrenz» vermieden wird. Die Hohe Versammlung wird sich vor allem in dieser Richtung um eine positive Antwort bemühen.

Noch ein letztes Wort zum Problem der freien Schulen. In Toulouse fand ein dreitägiger nationaler Kongress aller an diesem Problem interessierten Organisationen statt, der von über 30 000 Menschen aus allen Teilen Frankreichs besucht wurde. Wir wollen auf die Verhandlungen hier im einzelnen nicht eingehen, sondern nur einen Auszug der wichtigsten Stellen der Botschaft von Kardinal Saliège bringen. Dieser Kardinal zählt wohl zu den verehrtesten Kirchenfürsten des französischen Episkopats und seine Stimme macht weit über den Kreis der Gläubigen hinaus stets einen tiefen Eindruck, nicht zuletzt unter der Arbeiterschaft. Nicht von ungefähr heisst er im Volksmund «le cardinal de la résistance». Er sagte:

«Abstrakt gesehen scheint die Frage einer wirklichen Freiheit des Unterrichtes schwierig zu lösen sein. Der Laizismus hat seit Jules Ferry sein Gesicht verändert. Er ist ein Dogma der französischen Republik geworden, eine Metaphysik. Ein Dogma, das viele für unantastbar halten und das durch die effektive Freiheit bedroht würde; eine Metaphysik, die eine mehr und mehr verjährte Wissenschaftlichkeit einbegreift, wie aber zugleich auch den totalitären Staat, den man zu errichten im Begriffe ist. Es scheint, dass man Angst vor den christlichen Lehrern hat. Indessen: Unsere Freiheit ist sicher, wir bedrohen niemand.

Konkret gesehen, muss man ein Klima gegenseitigen Vertrauens schaffen, was durch den Dialog möglich ist... Zu diesem gehört die soziale Gerechtigkeit und ein Lebensminimum für alle, ohne Ausnahme. Man kann mehr fordern, aber nicht weniger. Wir werden nie aufhören, Gerechtigkeit für alle Schwachen, ohne Ausnahme, zu fordern. Die Starken verschaffen sich unter den augenblicklichen Umständen diese Gerechtigkeit selber.

Unsere Sache, die gerecht ist, kann und darf nicht von anderen gerechten Sachen getrennt werden, die die öffentliche Meinung in Leidenschaft versetzen, und die nicht zu nichts führen dürfen... Die Katholiken aller Diözesen müssen im Guten den Direktiven des Heiligen Stuhles folgen und in allen Bewegungen für die soziale Gerechtigkeit an der Spitze stehen.

Die Einheitsschule bereitet die Einheitspartei vor. Die Einheitspartei ist — Hitler, ist — Stalin.

Ich habe gesagt, was ich wollte. Ich grüsse die Vertreter des öffentlichen Unterrichtes, deren Verdienste mir nicht unbekannt sind. Dem freien Unterricht, dessen Schüler ich war, entbiete ich meine ganze Bewunderung, meine Dankbarkeit und meine immerwährende Anhänglichkeit.» — nn.

## Italien: Regierung ohne Sozialisten

Als de Gasperi am 14. Februar 1950 sein 6. Kabinett dem Parlament vorstellte, setzte er sich in seinem Schlusswort zur Programmdebatte auch mit den Oppositionsparteien auseinander. Der neuen sozialistischen Partei Romita und Silones, die Ende 1949 vom Block der früheren «Sozialistischen Einheit» abgesplittert war, rief er «mit einer Mischung aus Ärger und Geringschätzung» zu, es habe wenig Sinn, auf Fronden innerhalb der Democrazia Cristiana zu spekulieren, besser wäre es, die eigenen Spaltungskräfte zu überwinden.

Nun, Romita hat sich offenbar diesen Rat zunutze gemacht, obwohl es an Fronden innerhalb der Democrazia inzwischen nicht gefehlt hat, setzte er seine Karten mehr auf die Einigung der italienischen Sozialisten, die von Anfang an ein Hauptpunkt seines Parteiprogramms war und schon in ihrem Namen zum Ausdruck kam: «Sozialistische Einheitspartei» (PSU). Seit dem Parteikongress im Februar 1951 verdoppelte er seine Bemühungen, um noch vor den Gemeindewahlen die Sozialistische Partei Sarragats zu sich herüber zu ziehen. Gleichzeitig gaben ihm die Zersetzungerscheinungen der Kommunistischen Partei und der Sozialisten Nennis Hoffnung, auch von dieser Seite Zuzug zu gewinnen, und Silone machte sich in diesem Sinne an Magnani und Cucchi heran. Während aber Silone hier nur erreichte, dass die Dissidenten Moskaus statt einer Partei nur eine «Bewegung» aufzogen (die Gerüchte einer Parteibildung sind aber nicht verstummt), erzielte Romita an der rechten Front einen vollen Erfolg: 54% der Sarragat-Sozialisten stimmten an der Delegiertentagung vom 31. März für die Einigung mit Romita. Sarragat selbst hatte die entsprechende Tagesordnung vorgeschlagen. Zwar musste sich Romita darin verpflichten, sowohl den Atlantikpakt und damit die Aussenpolitik der Regierung zu unterstützen, sowie für die Gemeindewahlen solche Listenverbindungen einzugehen, welche die Macht des kommunistischen Blocks zu brechen geeignet sind. Aber in den übrigen Fragen, und besonders in jenen der Wirtschafts- und Sozialpolitik, wird die neue Partei in Opposition zur Regierung stehen, wie Romita es wünschte. Die Sarragatianer können damit nicht mehr in der Regierung bleiben. Offenbar hatte Sarragat bis zuletzt gehofft, dass am Parteitag eine Mehrheit für das Verbleiben in der Regierung stimmen werde und die Einigung dadurch verhindert oder doch hinausgeschoben würde. Der Auftrag zu Verhandlungen mit Romita war Sarragat von der Parteileitung diktiert worden. Als nach der ersten Zusammenkunft der beiden ein Brief Romitas die getroffene Übereinkunft bestätigen sollte, stellte Sarragat darin ein Abweichen von den getroffenen mündlichen Vereinbarungen fest und glaubte damit den Auftrag zur Verhandlung zurückgeben zu können; aber die beiden Exekutivkomitees setzten sich nun selbst zusammen und gelangten zum «Accordo», der mit dem oben geschilderten Kompromiss identisch gewesen sein dürfte. Da aber dieser Kompromiss in der Parteileitung der Sarragatianer keine Einstimmigkeit fand — und wer dagegen war, ist bei der Haltung Lombardos und Simoninis (Anhänger Sarragats in der Regierung) leicht zu erraten —, wurde der Entscheid dem Parteitag überlassen. Sarragat hüllte sich in Schweigen, während Simonini noch 14 Tage vor der Einigung verlauten liess, ein Austritt aus der Regierung komme für ihn nicht in Frage. Ob er nun die Konsequenzen zieht, bleibt abzuwarten. Die Einigung ist Tatsache und zwar eine Tatsache, welche de Gasperi in nicht geringe Verlegenheit stürzen muss.

De Gasperi hatte stets die Politik verfolgt, die Regierung auf eine möglichst breite Grundlage zu stellen und hatte sich stets gescheut, eine einfarbige Regierung zu bilden. Nach dem grossen Siege der christlichen Demokraten am 18. April 1948, der ihm erlaubt hätte, mit 53,5% der Kammer und mit 54,8% des Senates sich allein auf die Democrazia Cristiana zu stüt-

zen, nahm er so viele Rechtssozialisten, Liberale und Republikaner in sein fünftes Kabinett auf, dass ihre Stärke die erhaltene Stimmzahl bedeutend übertraf. De Gasperi machte sich deswegen auf eine Kritik in seiner eigenen Partei gefasst, glaubte aber auf die Zustimmung der Wählerschaft rechnen zu dürfen. Aus dem gleichen Grundsatz heraus hielt er Sarragat und dessen Mitarbeitern die Plätze besetzt, als diese im Herbst 1949 provisorisch aus der Regierung traten, bis ihnen der Parteitag von Neapel anfangs 1950 mit 80% der Stimmen die Mitarbeit an der Regierung gestattete. Noch als die Einigung der Sozialistischen Parteien erst in Aussicht stand und die Frage eines Austrittes im Ministerrat erörtert wurde, konnte Simonini sich darüber äussern: «Dies war eine der grössten Sorgen des Ministerpräsidenten.»

Diese Haltung bedingte für de Gasperi natürlich auch eine Politik (vor allem in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht), welche den sozialistischen Mitgliedern das Verbleiben in der Regierung ermöglichte. Sie waren es, die vor allem auf die Agrarreform drängten, wenn diese schliesslich auch von einem christlich-demokratischen Minister ausgearbeitet wurde. Sie waren es, welche anfangs 1950 zur Behebung der Arbeitslosigkeit staatliche Kapitalinvestitionen verlangten, und auch hier kam ihnen de Gasperi entgegen. Auch in der Frage der Delegation wirtschaftlicher Vollmachten an die Regierung standen die Rechtssozialisten geschlossener hinter ihm als die eigene Partei. Die linkszentrale Haltung des Ministerpräsidenten brachte ihm erhebliche Schwierigkeiten mit der andern Seite des Parlamentes. Nicht nur, dass er bei der Durchführung der Agrarreform auf die Mitarbeit der Liberalen verzichten musste, auch in seiner eigenen Partei mehrten sich die Anzeichen einer Gefolgschaftsverweigerung. Hatte er bei der Durchführung der Agrarreform die Opposition der eigenen Partei durch den Einsatz seines persönlichen Prestiges zum Schweigen gebracht (er soll sogar mit seinem Rücktritt gedroht haben), so arbeiteten nun verschiedene Gruppen der Democrazia Cristiana mehr oder weniger offen darauf hin, einen Ministerwechsel zu erzwingen: Sforza, Pacciardi, Pella und Togni sollten ihm zum Opfer fallen; die Namen beweisen, dass man mit dem Ministerwechsel nicht eine Parteizugehörigkeit, sondern eine bestimmte Richtung treffen wollte. Schon die Kritik, welche am 14. Januar 1951 die «Italia», das sogenannte Blatt der mailändischen Kurie, gegen die soziale Politik der Regierung erhob, zielte deutlich darauf ab, Stimmung zu diesem Ministerwechsel zu machen. Sichtbar wurde das Missvergnügen eines Teiles der D. C. bei der Behandlung des Gesetzes über die Delegation von Wirtschafts-Vollmachten an die Regierung (Februar-März 1951). Obwohl de Gasperi in der Fraktionsversammlung der D. C. persönlich erschienen war und die Notwendigkeit der Vorlage verteidigte, und obwohl dann die grosse Mehrheit der Fraktion (189) für de Gasperi eintraten, kam es am 28. Februar in der Kammer zum unvermuteten Ausdruck der Unzufriedenheit, in dem ca. 30 christlich-demokratische Abgeordnete in geheimer Abstimmung für einen kommunistischen Verbesserungsvorschlag stimmten und damit die Regierung in Minderheit versetzten. De Gasperi selbst dachte im ersten Moment an Demission der Regierung, von der ihn jedoch die übrigen Regierungsmitglieder zurückhielten. Sie bewogen ihn, die GesamtAbstimmung vom 1. März abzuwarten, aber auch diese ergab nur eine Mehrheit von 16 Stimmen für den Regierungsvorschlag. Daraufhin wollte de Gasperi ein offenes Vertrauensvotum provozieren und wählte dazu die Abstimmung über die Wiederbewaffnung am 7. März. Sie ergab denn auch die gewohnte Mehrheit für die Regierung (314 gegen 189). Beim Dank für die kompakte Haltung seiner Partei betonte de Gasperi nochmals die Notwendigkeit, «alle lebendigen und demokratischen Kräfte der

Nation zu sammeln, um, wenn nötig, eine Regierung der nationalen Konzentration bilden zu können. Der Forderung nach einem Ministerwechsel trat er nun um so fester mit dem Hinweis auf die baldigen Gemeindewahlen entgegen. Auch hier hatte er entgegen den Wünschen seiner eigenen Partei, welcher das Majorzsystem sichere Vorteile gebracht hätte, das Proporzverfahren mit der Möglichkeit von Listenverbindungen durchgesetzt, welches die Minderheitsparteien, vor allem auch die Sozialisten, begünstigen musste. Um so schwerer musste ihn der drohende Austritt gerade dieser Minister treffen, als damit auch die Gefahr verbunden ist, dass der Antikommunistenblock aufgesplittet werde. Als bereits der «Accordo» zwischen Sarragat und Romita getroffen war, und es um dessen Bestätigung durch die Parteileitung ging, sandte er an Sarragat «von Freund zu Freund» einen Brief, in dem er ihn auf diese Gefahr aufmerksam machte. Er vermochte aber den Gang der Ereignisse nicht mehr zu hindern. Wie man inzwischen vernahm, wird de Gasperi trotz dem Austritt der drei Rechtssozialisten die Ministerkrise bis nach den Wahlen verschieben, indem er die verwaisten Ressorts an die drei Minister ohne Portefeuille verteilt.

Die Politik der breiten Regierungsbasis ist für einmal verteidelt. Wenn de Gasperi weiter die Regierung führen will (und die Rechtsparteien werden ihn dazu drängen), dann wird er nun mit einem Rechtsblock gegen eine ziemlich starke Opposition regieren müssen. Die neue Partei wird etwa 33 Parlaments-Mitglieder zählen, welche in vielen Fragen der Innenpolitik mit den 182 Abgeordneten der Völkfront einig gehen werden. Eine Mehrheit von ca. 60 Stimmen bleibt ihm frei-

lich sicher, besonders wenn die Liberalen wieder in die Regierung eintreten. Aber de Gasperi wird in seiner Politik vermehrte Rücksicht auf die Rechte nehmen müssen. Dass der linke Flügel der christlich-demokratischen Partei unter Gronchi nun grössere Bedeutung gewinnt, ist zu erwarten, aber dem Gewicht der vereinigten «reaktionären» Gruppen wird er nicht gewachsen sein.

Die Einigung der Sozialisten steht immerhin noch auf schwachem Fusse. Die Einigungsformel: Zustimmung zur Aussenpolitik de Gasperis und Opposition in der Innenpolitik zeigt einen logischen Riss, der sich leicht wieder zum Spalt erweitern kann. Die erste Tagesordnung Sarragats am Parteikongress, mit der Einigung zu warten, bis Beweise für eine konstruktive Aussenpolitik der PSU vorliege, zeigt sein anhaltendes Misstrauen gegen die Versprechungen Romitas. Er hatte sich die Möglichkeit einer Regierungsverteilung der neuen Einheitspartei offengehalten, indem er verlangte, dass der künftige gemeinschaftliche Kongress mit einfacher Stimmenmehrheit darüber Beschluss fassen könne.

Die Erfahrungen de Gasperis stellen erneut das Problem der konfessionellen Partei. Wo eine solche ein Zentrum zu bilden vermag mit Abwehrfronten gegen rechts und links, kann sie notwendig und förderlich sein, wie es die Geschichte der Zentrumspartei im alten Deutschland zeigt. Wo aber eine Mehrheitspartei nur durch die Konfession zusammengehalten wird, da bleibt immer die Gefahr, dass in rein politischen und wirtschaftlichen Fragen diese Einheit in Brüche geht.

Th. Gächter.

## Amerika: Industrie und Mensch

Unter dem Titel «Ein wichtiger Faktor der Produktion — die menschlichen Beziehungen» ist in der französischen Zeitschrift «L'Economie» ein Artikel von André Gauchet, Mitglied der «Mission interprofessionnelle de Productivité» erschienen, von dem wir einige wesentliche Ausführungen hier anfügen möchten und dies aus zwei Gründen: Erstens, weil sie das Problem und seine praktische Lösung besonders klar herausarbeiten. Der Verfasser nahm an einer französischen Mission teil, die monatelang gerade diese Frage in der amerikanischen Industrie an Ort und Stelle studierte; zweitens, weil wir selbst seit Jahr und Tag diese Frage der menschlichen Beziehungen innerhalb der modernen Wirtschaft studierten, die amerikanischen Bestrebungen stets verfolgten und daher versichern können, dass die Schlüsse André Gauchets mit den unsrigen völlig übereinstimmen.

In Europa wird man sich vor allem vergegenwärtigen müssen, dass in wirtschaftlich-sozialer Beziehung die Amerikaner noch mehr Anglosachsen sind als die Engländer: Jeder Doktrin stehen sie mit äusserstem Misstrauen gegenüber und handeln nur aus der Erfahrung heraus. Die Lösungen, die sie finden, sind daher sehr verschieden voneinander und jeweils dem betreffenden Betrieb angepasst. Man geht also nicht von der «Wirtschaft» aus, sondern vom einzelnen Betrieb.

Dann dürfte es gut sein, sich zu vergegenwärtigen, dass der amerikanische Unternehmer in sozialer Hinsicht keineswegs «besser» ist als der europäische, und dass er seinen eigenen Vorteil sehr energisch, um nicht zu sagen hart, zu verteidigen weiss. Aber er ist in mancher Hinsicht weitsichtiger. Er weiss, dass sein Gewinn von der Produktivität seiner Arbeiter abhängig ist und dass die besten, modernsten Maschinen nicht viel nützen, wenn der Arbeiter unlustig und ohne eigenes Interesse seine Stunden abarbeitet.

Ferner muss auf die «Society for Advancement of Management» und auf die «National Planning Association» hinge-

wiesen werden, deren Veröffentlichungen von den Unternehmern, wie von den Arbeitern sehr genau verfolgt werden. Diese Publikationen enthalten nicht eigentliche «Pläne», wie wir sie verstehen, sondern einfach gewisse Tatsachen, einen Austausch von Erfahrungen, ja, wenn man will, gewisse «Rezepte», wie man dieses oder jenes machen könnte. Immer wieder und immer häufiger beschäftigt man sich dort mit den menschlichen Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern. In Parthese: Ist es nicht erstaunlich wie man, wenn die menschlichen Beziehungen näher betrachtet werden, auf dem Umweg über das eigene Interesse sich der Soziallehre unserer Kirche wieder nähert, die nie aufgehört hat, das soziale Problem vor allem unter diesen Beziehungen zu sehen?

Auf der Grundlage der amerikanischen Ideen über diese Beziehungen liegt aber nicht die Liebe, ja nicht einmal die soziale Gerechtigkeit, sondern die — Furcht! Was im übrigen den oft sehr guten Willen und die wirkliche christliche Schau der Unternehmer nicht ausschliesst. Der Anfang der neuen Betrachtungsweise aber war die Furcht, und dies in zweierlei Hinsicht: Einmal vor einer die ganze Wirtschaft in ihren Grundfesten erschütternden Wirtschaftskrise, wie Amerika sie 1929 kennen lernte. Man glaubt ihr am besten zu entgehen, wenn man mit allen Kräften die Prosperität des eigenen Unternehmens sichert, das auch die beste Garantie gegen die Arbeitslosigkeit seiner eigenen Leute ist. Wiederum muss darauf hingewiesen werden, dass man von sich, also dem Einzelnen, ausgeht und nicht von irgendwelchen Unternehmerverbänden.

Dann aus Furcht vor Streiks, die in Amerika durch die wohlgefüllten Kassen der Gewerkschaften oft sehr lang und hart sind. Auf beiden Seiten werden durch sie viele Millionen von Dollars verloren, die, wiederum auf beiden Seiten, nicht so schnell wieder zu «gewinnen» sind.

Es ist nun besonders bemerkenswert, dass oft gerade diejenigen Unternehmungen, die, sei es durch einen solchen Streik,

sei es aus anderen im Unternehmen selbst liegenden Gründen, in Schwierigkeiten gerieten, die als erste die Methoden der menschlichen Beziehungen anwendeten und zwar im vollen Einverständnis zwischen der Direktion und dem Personal.

Die allgemeine Tendenz geht nun dahin, die sich als notwendig erweisenden Änderungen im gegebenen Rahmen vorzunehmen, so dass es sich keineswegs um Strukturänderungen handelt. Grosso modo beruht diese allgemeine Tendenz auf drei Faktoren:

1. *Die Information.* Durch viele Untersuchungen stellte man fest, dass die Produktivität des einzelnen Arbeiters an das Interesse gebunden ist, das er für seine Arbeit hat. Dieses wiederum hängt auf das engste mit seiner Kenntnis über die Zusammenhänge der auf seinem Posten zu verrichtenden Arbeit mit der gesamten Arbeit des Werkes zusammen. Er will die Wichtigkeit seiner Arbeit im Räderwerk des Betriebes kennen lernen und wissen, dass seine Funktion nützlich und ein unentbehrlicher Teil des Ganzen ist. Von diesen Feststellungen ausgehend haben eine grosse Anzahl selbst mittlerer Unternehmen Werk-Zeitungen gegründet und «Empfangsbroschüren» für Neuestellte gedruckt, in denen alles Wissenswerte über das Unternehmen beschrieben ist und fortlaufend ergänzt wird. An gewissen Tagen besuchen auch die Familien der Arbeiter das Werk, um sich mit ihm vertraut zu machen. Andere Unternehmer gehen weiter: In den grossen Ateliers versammeln sie einmal im Monat während der Arbeitszeit alle ihre Arbeiter und Angestellten und erklären ihnen den Stand des Geschäftes: Produktionsniveau, eingelaufene Bestellungen, laufende Projekte, Umsatz usw. Diese Kooperation hatte zur Folge, dass während der letzten Jahre diese Werke nie bestreikt wurden, obwohl in der Region zahlreiche, oft sehr harte Streiks sich abspielten.

2. *Die Ausbildung und die Promotion des Arbeiters.* Auf die Ausbildung wird in den amerikanischen Unternehmungen allgemein ein grosser Wert gelegt. Immer stärker wird in ihr auch das Problem der menschlichen Beziehungen eingebaut und vertieft, mit dem Ziel der — Promotion. Besonders bemerkenswert ist, dass in einer erheblichen, stets wachsenden Anzahl der bestverwalteten und der rentabelsten Unternehmen die Direktion die ihr notwendigen Kompetenzen unter ihren Arbeitern im Werk selbst gesucht, so dass besonders qualifizierte Arbeiter zu den höchsten Spitzen der Hierarchie gelangen können. Dank der Methode der Ausbildung ist diese Art der Promotion eine sehr häufige. In einem Werk in Detroit, z. B. den «Bourroughs», kommen 98% des leitenden Personals von der Basis. Der persönliche Wert jedes einzelnen Arbeiters hat daher erhebliche Erfolgchancen für sich.

3. *Die Kooperation.* Die leitende Idee derselben ist die der Teilnahme des Arbeiters, aber nicht am Gewinn, sondern an allem, was den Arbeiter unmittelbar interessiert, wie alle Produktionsfragen, alle Verbesserungen, die seine eigenen Einnahmen steigern oder seine Arbeit erleichtern können. Selbst

wenn die Direktion allein die Lösung eines den Betrieb interessierenden industriellen Problems gefunden hat, erwies die Erfahrung, dass der Erfolg dieser Lösung grösser wurde, wenn die Direktion die grösstmögliche Anzahl ihrer Arbeiter zuerst um ihre Ansicht frug und, wenn das Unternehmen in Equipen arbeitete, die die sich bietenden Probleme zu lösen hatten.

Die Direktion nimmt also keine einseitigen Lösungen vor, sondern stets nur im Einvernehmen mit jenen, die die Lösung interessiert, und dies auf allen Gebieten, selbst bei der Verfolgung neuer Studien und Erfindungen. Der Erfolg ist fast immer derselbe: höherer Lohn für den Arbeiter, eine bessere Verständigung zwischen der Direktion und allen Angestellten; eine freiere Diskussion über alle interessanten Probleme, wobei im übrigen die Arbeitergewerkschaften oft eine wichtige und durchaus nicht hindernde Rolle spielen. Denn, wie auf einer Konferenz in der Harvard Business School, Clinton, S. Golden sagte: «Bei den Arbeitern des Werkes existiert eine immense Reserve von Erfahrungen, von Erfindungsgabe und von Hilfsquellen, die sich ausdrücken wollen und die für das Unternehmen ein Aktivposten von unberechenbarem Wert sind.»

In allen Fällen, ohne Ausnahme, wo, wenn man so sagen will, die Technik der menschlichen Beziehungen angewendet wurde, sind die Resultate positiv und manchmal sogar überraschend gross. Unternehmungen, die in Schwierigkeiten waren, erholten sich wieder; die Streiks hörten auf; die Löhne und Gehälter erhöhten sich ansehnlich; die Gewinne des Unternehmens auch. Im Vergleich zu dem Erreichten blieb der finanzielle Aufwand des Unternehmens gering.

Mrs. William Clarks, eine besonders gute Sachverständige, schrieb in ihrem Buch «The Challenge of the American Know-how»: «... viele europäische Industrien — in Deutschland, England, Frankreich — hatten vor dem letzten Weltkrieg amerikanische Methoden zur Erhöhung der Produktivität angenommen. Sie reorganisierten ihre Werke, kauften das modernste Material, studierten die Zeitanwendungen, liessen amerikanische Ingenieure als Berater kommen. Woher aber kommt es, dass die erzielten Ergebnisse geringer waren als die, die man bei uns hatte? Jahrelang habe ich über dieses Problem nachgedacht ohne einen triftigen Grund dafür zu finden. Und dann entdeckte ich, was Europa fehlte. Das war weder das Material, noch die Technik, noch die Geschicklichkeit, aber es war der Geist, in dem diese Methoden angewandt wurden.»

Der Geist! Er bestimmt, was der Unternehmer kann — und soll; was der Arbeiter kann — und soll ist, verständnisvoll zusammenzuarbeiten, das Wissen um ihr gemeinsames Werk — denn geistig ist es immer ein gemeinsames! — gegenseitig auszutauschen, sich gegenseitig zu beraten und alle Geheimniskrämerie abzulehnen. Der Geist, in dem ein Unternehmen geführt wird, der Geist, der zwischen den verantwortlichen Leitern und der Arbeiterschaft herrscht, er vor allem bestimmt, was das Unternehmen, was der Unternehmer, was die Arbeiterschaft wert sind. —nn.

## Zur Predigt-Reform

Die liturgische Bewegung hat in den letzten dreissig Jahren eine breite Bresche geschlagen, den Individualismus und Subjektivismus im religiösen Leben weithin überwunden, den Sinn für religiöse Gemeinschaft im Beten und Leben und für das objektive Geschehen im Heils- und Heiligungsprozess vertieft. Wir sind uns wieder stärker und lebendiger bewusst, dass Christentum nicht nur eine Ethik ist oder eine Weltanschauung, sondern ein Mysterium. Dementsprechend erkennen wir die Kirche wieder als Corpus mysticum, nicht nur als Organisation, und in dieser Kirche als Wichtigstes das

Mysterium des Messopfers und die Mysterien der Sakramente. Hinter allem sehen wir wieder deutlicher den mystischen Christus, der in seiner Kirche weiterwirkt, im Messopfer seinen Leib und sein Blut durch die Kirche dem Vater darbringt und in den Sakramenten heiligend auf den Menschen wirkt. So ist Wesentliches erreicht. Aber nicht alles. Es fehlt, um nur einiges zu nennen, die Neuformung der Messe in dem Sinne, dass das Volk am Opfer wieder aktiver teilnimmt und sich als Opfergemeinschaft weiss. Auch hier sind Anfänge gemacht. Die Architekten haben uns entsprechende Räume geschaffen.

Die Missalien sind wieder im Gebrauch der Mitfeiernden. Die Abendmesse passt sich zeitlich dem Rhythmus der Menschen in der Stadt an. Aber es fehlt noch der Gebrauch der Muttersprache in den beweglichen Texten, der heute, wo durch Lautsprecher jedes Wort des Priesters verständlich gemacht werden kann, von besonderer Wirkung wäre. Es fehlt noch die Wendung des Priesters zum Volke hin und auch eine Neufassung mancher Messgebete. Ein weiteres Postulat ist die Reform des kirchlich-liturgischen Jahres mit einer besseren Abstufung der Feste, einer stärkeren Herausarbeitung der Christozentrik. Es fehlt die Reform des Breviers, das im Hinblick auf die heutige Seelsorgsarbeit wesentlich verkürzt, durch eine sorgfältigere Auswahl der Lesungen abwechslungsreicher und anregender gestaltet werden muss, so dass darin die neue Psalmenübersetzung nur ein Baustein in der Gesamtreform wird. Diese Bestrebungen sind bereits im Fluss.

Nun setzt seit einiger Zeit die Reform an einem anderen Punkt ein: an der Predigt. Die Predigt als die Verkündigung des Gotteswortes gehört auch und wesentlich zum Gottesdienst. Denn dieser ist sowohl Feier des Mysteriums als auch Verkündigung des Wortes des Herrn.

Das Wort Gottes muss wieder in seiner ganzen Bedeutung gesehen werden. Es ist schöpferisches Wort, denn durch Gottes Wort ist Schöpfung geworden. Und durch das Wort Gottes hat der Mensch den Unterschied von Gut und Böses kennen gelernt, so dass sein Leben durch Ja oder Nein persönliche Antwort auf jenen Anruf des Gotteswortes wird. Im Wort Gottes liegen Fluch und Verheissung. Die Geschichte der Menschheit weist immer wieder Gottesmänner auf, die Gottes Wort verkündet haben. Und was ist Christentum anderes als die Menschwerdung des ewigen Wortes? Verbum caro factum est. Dementsprechend ist auch die Sendung, die Christus den Aposteln gibt, in erster Linie Predigtauftrag: praedicate Evangelium! Das ist so wichtig, dass Paulus im Römerbrief das Heil als von der Predigt abhängig hinstellt. Denn «wie sollen sie an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand predigt? Wie kann man aber predigen, wenn man nicht gesandt ist?» (Röm. 10, 14). Und im ersten Korintherbrief betont der Apostel, dass die Predigt wichtiger sei als die Spendung der Taufe. Das Wort Gottes ist der Kirche zur Erklärung und Auslegung übergeben. Sie hat darum die Pflicht, den Gläubigen das Wort zu verkünden und zu deuten. Der katholische Traditionsbegriff birgt die Pflicht zur Verkündigung.

Nun lässt sich aber nicht leugnen, dass von einer Krise der Predigt gesprochen werden muss und dass eine weitgehende Unzufriedenheit besteht. An verschiedenen Orten sind bei Laien Rundfragen gemacht worden, um zu wissen, wie sie über die Predigt urteilen. Die Antworten lauten nicht sehr schmeichelhaft: Zu lang und zu langweilig, nicht vorbereitet, entweder trocken oder sentimental, abstoßendes Pathos, abstrakte Formulierung, lebensfremd, übertrieben, dürres Moralisieren, veraltete Rhetorik, zu viel Geschimpf, zu wenig Frohbotschaft, unerträgliche Salbung, immer das Gleiche usw. usw. Dabei erwecken diese Antworten keineswegs den Eindruck übelwollender Kritik. Die meisten Beurteiler fügen sogar bei, dass sie im Gedanken an die Überlastung der Priester und die Verschiedenartigkeit der Zuhörer vieles begreifen und entschuldigen. Aber fast alle stellen mit Bedauern fest, dass die Predigt nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehe. Diese Tatsache ist kaum zu bestreiten. Wir sprechen Sonntag für Sonntag auf Tausenden von Kanzeln zu Millionen von Menschen. Wollte irgend eine geistige oder ungeistige Bewegung einen Propagandafeldzug starten, so könnte sie sich keine günstigere Möglichkeit verschaffen, als wir sie beständig haben. Man mag dagegen einwenden, dass wir eben Forderungen stellen müssen, im Unterschied zu anderen Bewegungen, die mit billigen Versprechen arbeiten. Aber das Christentum ist doch Frohbotschaft und birgt die höchsten Versprechungen. Der Ein-

wand besteht also nicht voll zu recht. In München hat eine Wochenzeitung mehrere Monate hindurch regelmässig Predigtkritiken veröffentlicht. Jeden Sonntag haben zwei Korrespondenten je eine katholische und eine protestantische Predigt besucht, sie charakterisiert und kritisiert. Von den Pfarrern waren 80% gegen diese Kritiken, 20% dafür. Man wird diese Methode öffentlicher Kritik nicht sehr begrüßen, denn die Verkündigung des Wortes Gottes ist etwas anderes als ein Vortrag. Aber die Tatsache, dass diese öffentlichen Kritiken in kurzer Zeit das Niveau der Predigten gehoben haben, ist immerhin bezeichnend.

Auch in anderen Ländern haben Reformbestrebungen eingesetzt. So hat die «Nouvelle Revue Théologique» in Belgien ein vielbesprochenes Sonderheft «Prédication et Prédicateur» veröffentlicht. In Wien hat das Seelsorgeinstitut eine eigene Studientagung abgehalten unter dem Motto des heiligen Clemens Maria Hofbauer, «Das Evangelium muss neu gepredigt werden». An drei Arbeitstagen ist man der Frage nach dem Standort unserer heutigen Predigt nachgegangen und hat Anregungen zur Erneuerung gegeben. In USA besteht die von einer Schweizer Konvertitin ausgelöste Bewegung «For more and better preaching», oder, weil man das in Kleruskreisen nicht gern hörte, «For more fruitful preaching». In einer eigenen kleinen Zeitschrift wird fortlaufend über die Entwicklung dieser Bewegung informiert. Eine ganze Reihe Predigtbücher bemühen sich um Abhilfe. Vor allem muss auf das vielbenutzte mehrbändige Werk Anton Kochs<sup>1</sup> hingewiesen werden. Es bietet eine reiche Fülle von Anregungen und Behelfen. Bücher, welche fertige Predigten zur Verfügung stellen, sind insofern eher schädlich als nützlich, als sie zur Folge haben, dass ihre Benutzer nicht mehr eigene, ihrer persönlichen Art entsprechende und darum echte Verkündigung betätigen, sondern wie lebendige Schallplatten die Gedanken und Worte anderer in fremder Formulierung vortragen. Predigtbücher sollen Hilfe leisten, sollen zur Arbeit anregen, sie aber nicht ersetzen. Auch Predigt-Zeitschriften existieren schon in grösserer Zahl. Es seien nur genannt «Chrysogolus», «Kirche und Kanzel», «Paulus», «Prediger und Katechet», «Ambrosius» usw. Mehr und mehr setzt sich auch die Einsicht wieder durch, dass Vorbereitung der Predigt auf weite Sicht wichtiger sei als Vereinsarbeit und Verwaltungstätigkeit, so wichtig auch beide in ihrer Art sein mögen. Nicht zuletzt ist es die Bibelbewegung, die eine neue Hochschätzung des Verbum Dei scriptum gebracht hat und damit auch ein neues Verlangen, dieses Verbum Dei wirkungsvoller und eindringlicher als bisher zu verkünden, damit in unserer Zeit der Inflation menschlicher Worte das so ganz anders geartete Wort Gottes wieder besser gehört und aufgenommen wird.

So ist eine Reformbewegung im Gang. Aber diese ganze Arbeit muss den nötigen Tiefgang haben, um nicht rasch wieder zu versanden. Das Werk Bruno Dreher<sup>2</sup> über die Geschichte der Osterpredigt von der Reformation bis zur Gegenwart zeigt, welch starke Veränderung die Predigt im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, wie die jeweiligen theologischen Auffassungen, das jeweilige Lebensgefühl, die Vertiefung oder die Verflachung religiöser Haltung in der Predigt zur Auswirkung kommen. Eine solche Schrift zwingt zum Nachdenken über die Frage nach dem Stand der Predigt in der Gegenwart. Es handelt sich in diesen Zeilen nicht um konkrete Einzelforderungen zur Gestaltung der heutigen Predigt, sondern um ein paar Hinweise allgemeiner Natur. Die Wichtigkeit der Frage und Aufgabe muss zuerst wieder gesehen werden. Es soll einer späteren Darlegung vorbehalten sein, mehr ins Einzelne zu gehen. Auf drei Dinge ist vor allem zu achten.

<sup>1</sup> Koch Anton: Homiletisches Handbuch. Verlag Herder, Freiburg i. Br.

<sup>2</sup> Dreher Bruno: Die Osterpredigt. Herder, Freiburg i. Br., 1951, 172 S.

Ein Erstes ist der Blick für den terminus a quo, das heisst die Frage, von was der Prediger bei der Verkündigung ausgehen muss, oder besser, was der eigentliche Inhalt seiner Predigt sein muss. Selbstverständlich ist es das Wort Gottes, und zwar als das Wort des Heils. Dieses Wort muss studiert und meditiert sein. Es ist nicht zu leugnen, dass die Priesterkandidaten in den Jahren ihrer Ausbildung dabei zu wenig Hilfe haben. Die Theologie ist in der Schulung der künftigen Prediger zu wenig auf die Verkündigung ausgerichtet. Das heisst nicht, dass man der Dogmatik ihren wissenschaftlichen und spekulativen Charakter nehmen darf. Wir brauchen keine eigene Verkündigungstheologie, wohl aber eine Theologie, die der Verkündigung dient. In der wissenschaftlichen Arbeit ist nicht die Brauchbarkeit für die Verkündigung entscheidend, sondern die Wahrheit ist das Formalobjekt auch der theologischen Wissenschaften. Aber da es bei ihnen um Heilswahrheiten geht, ist die Blickrichtung auf die Verkündigung nicht nebensächlich. Das gleiche gilt für die Exegese. Ihre Methode muss wissenschaftlich sauber sein. Aber sie darf nicht in Philologie und Historie aufgehen, sondern muss zugleich den künftigen Predigern die religiösen Werte der Heiligen Schrift aufzeigen und lebendig machen; denn die Bibel ist nicht ein Arsenal theologischer Argumente, historischer Erkenntnisse und philosophischer Feinheiten, sondern sie ist Wort Gottes zum Heil des Menschen und der Menschheit. Auch die Moral kann nicht ohne weiteres umgestellt werden. Sie muss ihre solide Begründung in der Dogmatik und der Exegese haben, kann auch auf Kasuistik nicht verzichten, weil sie dem Priester für die Seelsorge und ihre oft komplizierten Fälle Hilfe leisten muss. Aber sie kann mehr als bisher das Gesinnungsmässige, die innere Haltung betonen. Sie kann mehr als bisher das Tun der Menschen als Nachfolge Christi und Ausgestaltung des durch Christus erneuerten Gottesbildes im Menschen aufzeigen.

Zum Studium kommt die Meditation. Sie ist vielfach zu sehr von der Theologie losgelöst, führt ein Eigenleben, schöpft nicht genügend aus der Bibel und den Werken der Väter und bleibt darum für die Predigt unfruchtbar. Nur wenn es gelingt, Studium und Meditation im Sinne eines contemplata tradere fruchtbar zu machen, ist die Schulung künftiger Prediger das, was sie sein soll.

Dazu kommt ein Zweites: Der Blick auf den terminus ad quem, oder die Frage: wem wird gepredigt. Der Prediger müsste die Zuhörer besser kennen. Er darf nicht in den luftleeren Raum sprechen, sondern in die konkrete Existenz der Menschen. Anders ist eine Arbeiterpredigt, anders eine Bauernpredigt. Der Prediger sollte die äusseren Lebensverhältnisse der Menschen kennen, ihre wirtschaftliche Lage, ihre Wohn- und Arbeitsverhältnisse. Er sollte darüber hinaus auch vom Inneren der Menschen etwas wissen, also von ihren geistigen Fragen und ihren ungeistigen Wünschen, von ihrem moralischen Stand, ihrer religiösen Verkümmern und doch verborgenen Sehnsucht. Dann würden wir nicht immer noch gegen Einwürfe predigen, die längst überholt sind, Forderungen so formulieren, dass die Zuhörer sie als völlig weltfremd und wirklichkeitsfern empfinden. Der Prediger muss offenen Blickes durchs Leben gehen. Das beeinträchtigt seine Gottverbundenheit nicht, wenn er gelernt hat, in allem Gott zu suchen und zu finden: «In omnibus quaerere Deum».

Ein Drittes ist der Übergang vom terminus a quo zum terminus ad quem. Hier stellt sich die Frage nach dem Formalen der Predigt. Mit alter Rhetorik ist nicht viel anzufangen. Wir bauen heute nicht mehr, wie man in der Renaissance oder noch um die Jahrhundertwende gebaut hat. Und wir schreiben nicht mehr, wie man in vergangenen Jahrhunderten geschrieben hat. Darum können wir auch nicht mehr predigen wie Bourdaloue und Segneri. Ein zu starkes Betonen der Rhetorik zwingt manchen David in eine Saulsrüstung, die für ihn nicht passt. Die Form darf auch nicht abstrakt sein. Mit Katechismusformeln und philosophischen Formulierungen geht der Durchschnitt der Zuhörer nicht mit. Wie lebendig, bildhaft und verständlich sind die Worte Christi, vor allem seine Gleichnisse. Es geht nicht um Bücherweisheit und nicht um Originalität. Es geht auch nicht um eine Schablone und am allerwenigsten um Routine. Ganz anders ist eine schlichte Sonntagspredigt, bei der alles was über zwanzig Minuten hinaus geht mehr schadet als nützt. Anders ist eine grossangelegte und entsprechend aufgebaute Missionspredigt. Anders die Abendpredigten, in welchen die Leute Zeit zum Zuhören, und der Prediger Zeit zur Darlegung hat.

Will der künftige Prediger sich durch Studium und Meditation, durch Welt- und Menschenkenntnis richtig vorbereiten und auch das Formale der Verkündigung lernen und üben, so genügt eine Homiletik, wie sie heute an den meisten Lehranstalten besteht, nicht mehr. Zum Teil ist sie zu früh angesetzt, ist Rhetorik, die zu einer Zeit doziert wird, in welcher das inhaltliche theologische Material den Studierenden noch unbekannt ist. Oder sie steht mit einer dürftigen Wochenstunde in unwürdiger Aschenbrödelecke. Kommt der junge Priester dann in die Seelsorge, so erfährt er nicht die entsprechende Hilfe und Anregung zur Ausübung seines Predigtamtes. Jeder junge Arzt arbeitet ein paar Jahre als Assistent, und der junge Jurist verbringt eine Vorbereitungszeit als Auditor beim Gericht oder als Mitarbeiter auf einem Rechtsanwaltsbüro, um allmählich das Handwerkliche seines Berufes unter kundiger Führung richtig zu lernen. Der junge Priester, eben erst aus dem Seminar entlassen, soll schon ein fertiger Prediger sein zu einer Zeit, da er erst richtig ins Leben hineinschaut, und ist dann völlig sich selbst überlassen, ohne dass man ihm an die Hand geht. Da und dort werden nun Versuche gemacht, im letzten Jahr des Studiums, nach Empfang der Weihen, die Ausbildung für die Predigt zu vertiefen. Es ist auch schon der Vorschlag aufgetaucht — aber er scheitert an den praktischen Verhältnissen —, die Priester nach drei oder fünf Jahren Seelsorgearbeit noch einmal auf ein halbes Jahr zu einer Art Erneuerung und Vertiefung der theologischen Vorbereitung aus der Seelsorge zurückzuziehen. Eine andere Möglichkeit wäre die Abhaltung von Studienwochen homiletischen Charakters.

Auf alle Fälle muss das Anliegen gesehen und ernst genommen werden. Der Laie ist verpflichtet, im Laufe seines Lebens sehr viele Predigten zu hören. Damit hat er aber auch ein Recht, dass ihm das Wort Gottes richtig verkündet wird. Und aus diesem Recht ergibt sich für den Klerus die Verpflichtung, mit allem Ernst die Frage zu beantworten: Wo steht unsere Predigt, und was können wir zur Erneuerung tun?

R. G.



## Ex urbe et orbe

*Berlin: «Hauptstadt des Widerstandes»*

Kommt man als Fremder nach Berlin und fährt man am Abend bei verhängtem Himmel durch die Stadt, so fühlt man sich umgeben vom Glanz der Lichter einer Gross-Stadt. Durchzieht man aber dieselben Strassen bei Tag und zu Fuss, so entpuppt sich jener erste Eindruck als Illusion. Das Tempo des Autobus hatte die Lichtreklamen zu einem durchgehenden Band zusammengeschlossen. Der Abend umhüllte die gährenden Fensterlöcher der zerstörten Häuser mit dem schützenden Mantel der Dunkelheit. Bei Tag entdeckt man nun, dass selbst die Prachtstrasse Berlins, der Kurfürstendamm, mit seinen Ruinen und Trümmerhaufen Zeugnis ablegt von der Furchtbarkeit der Bombenangriffe. Ein eigenartiger Kontrast: die modernen Läden mit ihren reichen und geschmackvollen Auslagen und daneben oder darüber die Ruinen. Dieser Kontrast löst sich aber auf in das eintönige Bild der Zerstörung, wenn man z. B. vom Kurfürstendamm zum ehemaligen Diplomatenviertel an der Tiergartenstrasse spaziert: Man geht eine halbe Stunde und sieht nichts als Trümmer. Eine einzige Steinwüste.

Wenn also Berlin nicht eine Stadt ist, die im Aufbau begriffen ist, so liegt das nicht daran, dass es der Bevölkerung an Tatkraft oder Lebenswille fehlte. Was man mit seiner Hände Arbeit vorantreiben kann, hat sie getan. Aber wo es an Kapital und Maschinen fehlt, stösst auch stärkster Lebenswille auf Hindernisse, deren Überwindung nur einer geschickten Politik gelingen kann. Darum die Reise ihres Bürgermeisters nach den USA.

Ein Journalist hat kürzlich das Wort geprägt: «Berlin, Hauptstadt. Ja, aber wovon?» Sie ist nicht Hauptstadt als Mittelpunkt der Kultur. Die Gemaldesammlungen, der Stolz Berlins vor dem Krieg, sind abtransportiert (nach Russland, wie die Westberliner sagen). Wohl sind die Theater und Kinos voll besetzt. Aber die Einsendungen in den Zeitungen beweisen, dass die Berliner mit ihren Bühnen nicht zufrieden sind. Sie fordern, dass erstklassige Schauspieler nach Berlin verpflichtet werden. Die Filme kommen erst nach Berlin, wenn sie in allen Städten Westdeutschlands gelaufen sind. Aber auch hier beweist das Berliner Publikum seinen kritischen Sinn. So wurde z. B. der Film von Willy Forst, «Die Sünderin», von allen Zeitungen einhellig abgelehnt. Die freie Universität Westberlins ist erst im Aufbau und Ausbau begriffen.

Und trotz alledem ist Berlin Hauptstadt. Nämlich die Hauptstadt des Widerstandes. Der Kampf gegen die rote Infiltration prägt das Leben Berlins. Angefangen von den Kabaretts, in denen Verulkungen Wilhelm III. (Wilhelm Pieck, der Präsident der Deutschen Demokratischen Republik) die grösste Zugkraft haben. Darstellungen des dialektischen Materialismus finden besonderes Interesse. Immer wieder werden Vorträge angekündigt, die der Auseinandersetzung mit den wirtschaftlichen und geistigen Problemen des Kommunismus dienen. Die Berliner Zeitungen rufen nach einer Politik der Entschiedenheit im Westen. Nicht zu Unrecht berufen sie sich dabei auf ihre Erfahrungen in Berlin. Aber dieser Widerstandswille muss sich in den konkreten Dingen des Alltags bewähren. Denn die Berliner Hausfrau kann ohne wesentliche Schwierigkeit in den Ostsektor gehen, um dort ihre Einkäufe zu besorgen. Das Brot ist dort billiger, der Kaffee ist nicht besteuert. Porzellan und Glaswaren können zu Spottpreisen erstanden werden, da der Westberliner für seine Mark fünf Mark Ostgeld bekommt. Wen lockt es da nicht, sich eine Gans zu kaufen, wie sie im Ostsektor auf allen Strassen angeboten werden? Soll der Westberliner 80 Pfennige bezahlen für das Haarschneiden, wenn er die gleiche Ver-

schönerung zu einem Fünftel dieses Preises im Osten haben kann? «Ja», so mahnen die Zeitungen immer wieder. Denn es geht um den Widerstand gegen das Ost-Dumping, es geht um die Freiheit Berlins.

Was es um diese Freiheit ist, wird einem bewusst bei einem Spaziergang durch die Strassen des Ostsektors. Von allen Häusern und Ruinen schreien einem rote, gelbe und blaue Plakate und Spruchbänder an. «Wer Deutschland liebt, ist auch ein Freund Sowjetrusslands!» «Arbeiter der Welt, vereinigt euch zum Kampf gegen die Remilitarisierung Westdeutschlands!» «Es lebe die deutsch-polnische Freundschaft!» usw. Das ist eine deutliche Demonstration dafür, dass der Mann der Strasse kein Recht mehr hat auf eine eigene Meinung. Die Regierung denkt für ihn und sorgt durch unablässige Propaganda dafür, dass das Denken immer mehr ausgeschaltet wird. Dahinter spürt man den Druck des Polizeiregimes, das jeden Bürger aus seiner Wohnung abholt, der es wagt, anderer Meinung zu sein. Aber selbst da gibt es rechtschaffene Männer, die gefährdete Personen rechtzeitig warnen, so dass sie in die Westsektoren fliehen können.

Diese Plakate und Spruchbänder sind das eigentliche Kennzeichen des Überganges von den Westsektoren in den Ostsektor. Denn dass im Ostsektor noch weniger gebaut werde als in den Westsektoren mag richtig sein, wenn man über die statistischen Verhältniszahlen verfügt. Aber es ist keine in die Augen springende Tatsache. Auch die Läden in den Ostsektoren sind kaum ärmer. Allerdings weist der Westberliner den Besucher darauf hin, dass diese elegant ausgestatteten Verkaufslokale verstaatlichte Betriebe sind, in denen man nur zu den höheren Schwarzmarkt-Preisen einkaufen kann. Bewundert man die modernen Autos und billigen Motorräder (600—800 Westmark) in den Schaufenstern, so antwortet der Westberliner entweder: «schlechtes Material», oder «nur die Staatsangestellten können diese kaufen».

In Westberlin zeichnet sich aber nicht nur eine Kampffront gegen den Kommunismus ab, sondern auch gegen totalitäre Allüren der Sozialistischen Partei innerhalb Westberlins. Nachdem die Partei Schumachers in vielen Ländern Westdeutschlands bei den Wahlen beachtliche Gewinne erzielt hatte, war man überrascht, dass sie in Berlin die Stellung einer Mehrheitspartei, die sie jahrelang inne hatte, einbüsste. Spricht man hierüber mit Katholiken, so sind sie der festen Überzeugung, dass dieser Wahlausgang fast ausschliesslich auf die Stellung der Sozialistischen Partei zur Schulfrage zurückzuführen sei. Denn unter der sozialistischen Regierung sind alle konfessionellen Schulen unterdrückt worden; der Religionsunterricht schied als obligatorisches Schulfach aus. Die Berliner Katholiken und Protestanten haben sich dagegen gewehrt und ihre Forderungen nun mit dem Stimmzettel unterstrichen. Der Kampf für eine christliche Erziehung der Jugend zeigt sich auch darin, dass das einzige katholische Gymnasium Berlins, das Canisius-Kolleg der Jesuiten, fast 800 externe Schüler zählt. Weder die Eltern noch die Schüler schrecken davor zurück, dass sie oft einen Schulweg von einer Stunde zurücklegen müssen, obwohl die Staatsschule vielleicht in einer Viertelstunde erreichbar wäre. Der Zustrom zu dieser katholischen Schule ist so gross, dass letztes Jahr von 300 Neuanmeldungen nur 100 berücksichtigt werden konnten. Das ist ein Anzeichen dafür, dass der Berliner Katholizismus, dessen Lebendigkeit und Aktivität vor dem Kriege geradezu sprichwörtlich war, sich auch jetzt in seiner ganzen Tatkraft entfaltet. Möchte es ihm gelingen, aus der Stadt des Widerstandes gegen den Kommunismus eine Stadt der christlichen Kultur zu machen.

M. B.

*Fehlt es am Geld?*

Schon zweimal haben wir an dieser Stelle von dem Kongress zum Studium der deutschen Flüchtlingsfrage in Holland (Drakenburgh bei Hilversum) gesprochen.<sup>1</sup> Wir haben aus den dort angestellten Betrachtungen und Darlegungen Schlussfolgerungen gewonnen, die weit über die sogenannte «Flüchtlingsfrage» hinausgingen, beziehungsweise diese Frage als ein zentrales und auch uns selbst widerspiegelndes Problem aufzeigten. Das mag es rechtfertigen, noch einmal zur Feder zu greifen und noch von einer anderen Seite die Diagnose dieser europäischen Krankheit zu versuchen.

Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dass es in Drakenburgh ein grosses seelisches Erlebnis gab, dem sich auch der bewusst zurückhaltende und auf unbedingte Sachlichkeit bedachte Beobachter kaum entziehen konnte. Dieses Erlebnis bestand nicht in der Schilderung der vielfachen Not, die uns hier vor Augen geführt wurde; nicht in der Drohung mit dem «dunklen Hintergrund», der immer wieder die sprichwörtliche Gemütlichkeit und Lebenswürdigkeit der holländischen Gastgeber umwölkte; nicht in den imposanten und gewiss eindrucksmächtigen Zahlen, die auf allgemeinen Wunsch hin die grossen katholischen Verbände, wie die deutsche Caritas und der Bonifatiusverein, vorlegen konnten, um zu beweisen, welch grosse Anstrengungen bereits gemacht wurden durch die Hilfe des Auslandes (wobei die Schweiz einen sie ehrenden Platz einnimmt neben dem grossen Amerika) und der deutschen Bevölkerung (beider Konfessionen) selbst. Und nicht einmal in der bewunderungswürdigen Haltung der Holländer und Belgier, die, obwohl sie von den Deutschen doch viel Übles im zweiten Weltkrieg erlitten hatten, ohne mit einem Wort die Bitterkeit, die das in ihren Seelen aufgehäuft, zu erwähnen, sich nun daran machten, Böses mit Gutem zu vergelten. So eindrucksvoll und im christlichen Sinn tröstlich das alles auch war — das grösste Erlebnis war das alles nicht.

Wer dem Kongress beigewohnt hat, wird bestätigen, dass es eine Art Offenbarung war, als zwischen all den hoch mit Material befrachteten Referaten ein junger französischer Referent in kurzen zehn Minuten über sein studentisches Erlebnis schlichtes Zeugnis ablegte: Da waren ihrer 7 belgische und französische Studenten und Studentinnen zur Zeit der Sommerferien nach der dänischen Grenze gezogen. Bei dem Städtchen Flensburg trafen sie ein riesiges Barackenlager in dem ostpreussische und schlesische Flüchtlinge seit fünf Jahren hausten. Bis ins Mark verbitterte Menschen, ohne Hoffnung, ohne Lebensmut, Todgeweihte. Die Situation war lächerlich. Alle Bemühungen des Staates hatten hier noch nicht helfen, nicht anständige Wohnung, nicht Arbeit bringen können; alle Caritas grosser Vereine hatte diesen Winkel noch wenig erreicht. Fünf Jahre lebten hier Zehntausende und konnten weder sterben noch leben. Was konnten 7 Studenten? Sie brachten weder Kleider, noch Nahrung, noch Arbeit. Und doch kapitulierten sie nicht. Sie taten schlicht und einfach, woran die anderen nicht gedacht hatten. Sie suchten die Freundschaft dieser verbitterten Menschen; sie teilten ihr Leben während acht Wochen; sie lebten mit ihnen in den Baracken, als wären sie selber Flüchtlinge unter Flüchtlingen, Vertriebene unter Vertriebenen. Sie suchten den Lebensmut zu wecken, gemeinsam die Möglichkeiten zu studieren, wie man sich selber helfen könnte aus dieser schrecklichen Lage herauszukommen, das Unvermeidliche gelassen zu tragen, sich durch kleine Feste über die Schwermut hinwegzuhelfen. Sie hatten selbstverständlich nicht sogleich Erfolg. Sie gaben aber nicht auf. Sie schieden am Ende der acht Wochen als wahre und echte Freunde. Sie hatten den Keim gelegt, eine seelische Krise, die viel schlimmer als alle äussere Not ist, zu überwinden.

Diese «Kurzgeschichte», so lächerlich bedeutungslos sie scheinen möchte, war das stärkste Erlebnis, war die Offenbarung von Drakenburgh. Man sah das an der Ergriffenheit der Teilnehmer. War es Romantik? Aber da sassen eine ganze Reihe von Flüchtlingsgeistlichen, und gerade sie waren durch diese «Geschichte» am meisten bewegt.

Wir stehen heute im Zeitalter der Psychoanalyse und tun uns viel zugut auf unsere ins Ungemessene ausgeweiteten Kenntnisse der Tiefen der menschlichen Seele, aber bei dem Problem der Vertriebenen haben wir den geringsten Wert auf die seelische Hilfeleistung gelegt. Es war jedesmal wie ein elektrischer Funke, der durch die Versammlung ging, wenn dieses Moment angetönt wurde, das diese Kurzgeschichte gleichsam nackt und ohne jedes äussere Beiwerk hervorhob.

Es muss dem Kongress von Drakenburgh hoch angerechnet werden, dass er diesen wichtigsten Punkt nicht im halb-bewussten Erleben schwimmen liess, sondern immer deutlicher herausarbeitete: sei es nun in den Bemühungen der sogenannten «Ackermangemeinde», deren erstes Bemühen es ist, den Vertriebenen seelische Kraft und inneren Halt zu geben; sei es auch in der gerade in Belgien und Holland ausgebildeten Kapellenwagenaktion, die darin besteht, in einer Art Zigeunerwagen von Dorf zu Dorf die Vertriebenen aufzusuchen, diese sich «aussprechen» zu lassen. Auch die dabei verteilten Gaben an Lebensmitteln und Kleidern erhalten im Gesamt dieser Aktion eine stark persönliche Note: Der persönliche Freundschaftserweis, den ja die Gabe an sich schon darstellen kann (aber eben nur «kann» und nicht unbedingt «muss»), wird durch die direkte Fühlungnahme des «Ausländers» zum echten Erlebnis. Es war tatsächlich schön, feststellen zu können, wie alle Hilfsaktionen der Belgier und Holländer dieses persönliche Moment stark in den Vordergrund rücken. Man sammelt nicht einfach und schickt anonym. Man verbindet diesen konkreten Menschen mit jenem konkreten Vertriebenen, und man benützt diese persönliche Kontaktnahme von Seiten der «Organisation», die selbstverständlich auch hier nicht zu vermeiden ist, nicht, um ein höheres Sammelergebnis zu erzielen, sondern stellt die Organisation und Sammlung bewusst in den Dienst der persönlichen Verbindung.

In der Theorie wusste man längst, dass die Seele mehr ist als der Leib, dass der seelische Schaden grösser sein muss (wenigstens auf die Länge) als der rein materielle; in der Praxis aber fand man nicht immer die rechte Ein- und Unterordnung dieser beiden Gesichtspunkte. Gewiss, am Anfang dieser Völkerwanderung stand die materielle Hilfeleistung im Vordergrund. Es brauchte Ware, gleichviel woher sie kam. Aber im Lauf der Zeit rückt das seelische Moment immer deutlicher an die erste Stelle, und heute ist es so, dass man sagen kann: Materiell ist man auf dem Wege, das Vertriebenenproblem einer Lösung entgegenzuführen; man wird dazu aber noch etwa 15—20 Jahre gebrauchen. Werden die Vertriebenen seelisch diese Zeit durchhalten können? Sie werden es, wenn sie auch hier und vor allem hier den persönlichen Helferwillen der übrigen Menschheit erfahren dürfen.

Es wäre nun zu überlegen, in welcher Weise die Schweiz, die an der materiellen Hilfeleistung einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt, sich bei dieser seelischen Aktion des persönlichen Helfens einzuschalten vermag. Nicht als ob hier gar nichts geschähe, man denke nur an die Ferienkinder, die jedes Jahr in unser Land strömen. Es gäbe aber noch manche andere Wege: So könnten etwa Geistliche einen erschöpften Geistlichen in der Diaspora für ein paar Ferienwochen ersetzen, wie das von den Belgiern bereits geschieht; es könnten Schulklassen mit bestimmten Baracken in Kontakt treten; es könnten ähnliche Aktionen stattfinden, wie sie die obige Kurzgeschichte erzählte u. a. m.

Wir wollen diesen Bericht abschliessen mit einer Begegnung, die wir auf der Heimreise durch Deutschland hatten. Es war in Bonn. Der Zug hielt an. Die Tür unseres Wagen-

<sup>1</sup> Vgl. Orientierung 1951, Nr. 4, S. 42; Nr. 5, S. 53.

abteils wurde aufgeschoben und herein trat — nein hüpfte — ein Mensch, etwa 80 cm gross. Es war ein Mann mittleren Alters, ohne Beine. Er sass auf dem Boden. Er hatte nur einen Arm — an der einzigen Hand fehlten zwei Finger. Mit Hilfe dieses ihm gebliebenen Armes und seines Körpers bewegte er sich erstaunlich schnell fort. Er hüpfte also ins Abteil. Ich wollte aufspringen und ihn auf die Bank heben. Er wies mich zurück. Auf seine Hand allein gestützt, gelang ihm — anscheinend mühelos — der Sprung auf die Bank. In Karlsruhe

stieg er aus, völlig allein. Er hatte dort «Geschäfte zu besorgen» und wollte am gleichen Tag wieder nach Bonn zurück. Dieser Mann ohne Beine, mit nur einem Arm und drei Fingern erregte in uns weit mehr Bewunderung als Mitleid. Seine Energie, sein Wille durchzuhalten, sich zu ertüchtigen, hatte Wunder gewirkt. Wer hat ihm seelisch geholfen, so stark zu sein, fragten wir uns.

Dieser Mann wurde uns Symbol des Problems der Vertriebenen.  
M. v. G.

## Buchbesprechungen

**Dawson Christopher: Die Gestaltung des Abendlandes.** Eine Einführung in die Geschichte der abendländischen Einheit. Aus der Hegner-Bücherei, im Summa-Verlag Olten, 1950, 312 Seiten.

Ein ganz hervorragendes Buch, mit solcher Sachkenntnis und zugleich Grosszügigkeit und Höhe der Sicht geschrieben, dass selbst ein Aldous Huxley, der mit dem katholischen Verfasser gewiss nicht auf dem gleichen weltanschaulichen Boden steht, gestehen muss: «Ein höchst bewundernswertes Werk! Das dunkle Zeitalter verliert an Dunkelheit, gewinnt Form und Bedeutung. Dank Christopher Dawson beginnen wir endlich klar zu sehen, was in jenen Jahrhunderten vor sich ging.» Man spürt, ähnlich wie bei Toynbee, die grosszügige Tradition des englischen Weltvolkes, das mit einem Blick ganze Kulturen und Zeitabschnitte zu umfassen vermochte.

Vielleicht das hervorstechendste Merkmal Dawsons ist, neben seiner Selbständigkeit, Weitsicht und Grosszügigkeit, in ihnen wurzelnd und ihnen konkreten Inhalt verleihend, der Sinn für die Bedeutung und Kraft der Ideen im geschichtlichen Geschehen. Bei aller Kenntnis und Anerkennung der Bedeutung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Triebkräfte zeigt sich doch, auf die Jahrhunderte hingesehen, die durchschlagende Macht geistiger Konzeptionen. Mit besonderer Eindringlichkeit kommt dies im Schlussabschnitt über «Das Entstehen der mittelalterlichen Einheit» zur Geltung, wo zunächst die Zwiespältigkeit des Karolingerreiches geschildert wird, die im Anspruch auf die Nachfolge des Römischen Reiches bei gleichzeitigem Festhalten an der politischen und kulturellen Struktur des alten französischen Stammeskönigtums bestand, um dann aufzuzeigen, wie der universale Gedanke der Kirche in ihren Vertretern, den Bischöfen, die zum Teil Staatsbeamten und Fürsten wurden, die wirkliche einheitsbildende Kraft in der abendländischen Völkerwelt darstellte (S. 250—275).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung, auf die Dawson immer wieder hinweist: Der frühmittelalterliche barbarische und schwache Staat war jener, der fast jeglichen Zusammenhang mit städtischer Überlieferung verloren hatte und rein bäuerlich geworden war, während allein die Kirche durch die Bischöfe die Städte pflegte und förderte (die Städte wurden vielfach von Bischöfen regiert und verdankten ihre Bedeutung der Kathedrale, dem Hof oder dem Kloster in ihren Mauern), und die mittelalterliche Kultur damit erst recht zunächst eine kirchliche wurde. Diese Städte wurden die Verwaltungsmittelpunkte des Sprengels und der bischöflichen und klösterlichen Güter, und die Bevölkerung bestand fast ausschliesslich aus Geistlichen und deren Dienstleuten. «Um deren Bedürfnisse zu befriedigen, wurde Markt abgehalten und die hohen Feste des Kirchenjahres brachten einen grossen Zustrom aus der Landbevölkerung. In der Tat waren es mehr heilige Städte als politische oder wirtschaftliche Gebilde. In gleicher Weise war die Kirche und nicht der Lehensstaat der wahre Träger der Kultur. Wissenschaft und Schrifttum, Musik und Kunst lebten in erster Linie in der Kirche und für sie. Sie trat für lateinische Kultur und Ordnung und ebenso für die sittlichen und geistlichen Ideale des Christentums ein. Ausserdem wurden alle sozialen Aufgaben, die wir als die natürlichen Obliegenheiten des Staates betrachten, wie Erziehung, Armenpflege und Krankenfürsorge, von der Kirche erfüllt, wenigstens soweit sie überhaupt erfüllt wurden.»

Wir möchten das Werk, das im Original schon vor 15 Jahren und in deutscher Sprache ebenfalls vor dem Kriege erschien, nun aber in 2. verbesserter Auflage vorliegt, durch den zeitlichen Abstand jedoch an Wucht und Aktualität nur gewonnen hat, allen empfehlen, die sich Gedanken über die Grundlagen der europäischen Kultur und über deren Fortbestand machen. Besondere Erwägung verdient dabei noch der klare, sachliche, Herbeheit und Kraft ausstrahlende Stil, der die Lesung auch künstlerisch zu einem Genuss gestaltet.

J. Dd.

**Röpke Wilhelm: Mass und Mitte.** Eugen Rentsch Verlag, 1950.

Ein ernstes Buch, das zur Besinnung mahnt. Seine wesentlichen Gedanken sind folgende: Es wird nicht leicht sein, noch ein Land zu finden, in dem das Wort Liberalismus seinen alten vollen Klang behalten hat; sein Inbegriff ist etwas Veraltetes, Verwerfliches geworden (p. 10). Darum unterscheidet Röpke am Liberalismus das Wesentliche vom Unwesentlichen. Wesentlich ist ihm, wie er den Liberalismus heute sieht und als wirklich dauernde Kulturkraft bejaht, nicht, eben gerade nicht, was er gefehlt hat, — jedes System kann durch Exzess fehlen! — sondern, wesentlich ist ihm das Erbgut der Antike und des Christentums, d. h. der ständige Appell an die Ratio (p. 18), die Emanzipation vom Verletten, dafür das Eingehen neuer zeitgemässer («konformer») Bindungen; wesentlich ist ihm Humanität und Naturrecht, die ständige Spannung zwischen Freiheit und Bindung. Im Übermut des liberalen Rationalismus wurde dieses Ziel vergessen; darum jetzt die Reaktion im Kollektivismus (p. 26). Auf die wesentliche Frage Chestertons: *What is wrong with the world* (p. 68), antwortet deshalb Röpke: Das Grundübel ist die Vermassung des Menschen und der Wirtschaft: der Kollektivismus; er bringt nicht Wohlstand, nicht Freiheit, nicht Frieden; nein, je kollektivistischer, umso ärmer, umso freiheitsfeindlicher, umso mehr zum Krieg geneigt (p. 96).

Auf diesem Irrweg des Kollektivismus bewegt sich auch der Sozialismus: Man kann einen hundertprozentigen Kollektivismus nicht durch einen fünfzigprozentigen Kollektivismus heilen. Wie der Liberalismus alten Stiles (p. 52) trägt auch der Sozialismus seine Schuld an dieser Konzentration der Macht, des Eigentums, des Menschen, der Produktion, der Verwaltung der politischen Herrschaft (p. 152), der Mechanisierung, Devitalisierung, des modernen Lebens durch Fabrik, Gross-Stadt, Maschine, der Proletarisierung und Veräusserlichung und Vermassung des Menschen (p. 154), der Unnatur, Hässlichkeit, Seelenlosigkeit unserer Gross-Städte, Industriervierviertel und Proletarierviertel. Die Warnung an die sinkende Kultur ist deshalb: zurück zur natürlichen Ordnung! Um diese Kulturschäden zu beheben, streben wir nach Entproletarisierung und möglichst breiter Verteilung des Eigentums, streben nach dem Kleinen und Mittleren, nach dem Bäuerlichen und Handwerklichen, nach dem Garten, nach dem Herd des eigenen (wenn auch bescheidenen) Hauses, nach stabiler Nachbarschaft und Familiengemeinschaft, nach Besinnung auf die echten, dauernden Werte, nach der Überwindung des so oberflächlich und vergnügungssüchtig gewordenen modernen Lebens (p. 153). Hier stösst Röpke zu den letzten Wurzeln vor und zeigt, woran diese Wurzeln der Menschheit, der Kultur, krankten. Er zeigt mit Recht, wie lächerlich es ist, Technik und Maschine dafür verantwortlich zu machen. Technik und Maschine sind zum Segen der Menschen oder zum Verderben, wie der Mensch sie verwenden will; nicht Technik und Maschine verwandeln eine menschliche Kulturgemeinschaft in die Sandwüste einer Massengesellschaft (p. 221), sondern der entgeistigte Mensch, der Mensch, der keine religiösen, moralischen Wurzeln mehr hat, oder nur noch angefaulte, vermoderte. Der haltlose Massenmensch ist der religionslose Mensch. Der Wegbereiter des Bolschewismus ist die totale Säkularisierung des Menschen: seines Wollens und Handelns. Hier hätte Röpke das unverdächtige Wort Nietzsches zitieren können: Von der Religion geht es zum Humanismus; vom reinen Humanismus zum Bestialismus. Diesem Schauspiel müssen wir nun zuschauen, ob wir wollen oder nicht. «Gott lässt seiner nicht spotten» (Röpke, p. 82). Muss man Röpke sagen: Cato, Du rufst zu spät? Einer hat klar gesehen, nämlich Spengler: So ein Abendland ist mit metaphysischer Sicherheit dem Untergang verfallen. 500 lebendige Ährenhalme, mit der Erde des Feldes fest verwurzelt, haben ein jeder Halt vom Erdreich her; 500 Rebstecken an die Scheunwand angelehnt sind alle gleich haltlos und neigen alle in die gleiche Richtung. Der lebendige Ährenhalm ist Sinnbild des in Gott verwurzelten Menschen; das letztere des religionsentwurzelten Menschen. Der erstere

will keine Vermassung, der letztere sucht sie instinktiv, weil er fühlt, dass er in sich selber keinen Halt mehr hat; darum flieht er in den Kollektivismus. J. Zürcher.

**Hackel Alexej A.: Ikonen.** Zeugen ostkirchlicher Kunst und Frömmigkeit (= Der grosse Bilderkreis 1), Freiburg i. Br. 1951, Verlag Herder. 16 farbige Bildtafeln.

Diese Auswahl von technisch hervorragend wiedergegebenen Ikonen aus der russischen Kunst vom 14. bis 17. Jahrhundert zeichnet sich aus durch das theologische Leitmotiv, das in der Auswahl zugleich einen Durchblick gibt durch die aller östlichen Kunst zugrundeliegende Grundidee, die man am besten mit einem «trinitarischen Platonismus» bezeichnen könnte. Das sichtbare Bild ist Ausstrahlung des Unsichtbaren ins Sinnenfällige und damit zugleich wieder vermittelnde Rückführung in das Unaussprechbare — genau wie das liturgisch geheiligte Wort, das hier darum die beste Quelle zur eindringlichen Interpretierung der Ikonen

wird. Bilder und Deutung geben darum uns westlichen Menschen eine (hier und da vielleicht zu westlich geratene) Einführung in eine und noch immer seltsam fremde und doch als Urheimat aller echt christlichen Kunst geahnte Welt der bildhaft gewordenen Jenseitigkeit.

Laufend gehen bei uns Gesuche von Flüchtlingen, vor allem von Flüchtlingspriestern, aus Deutschland ein um **Gratislieferung** der «Orientierung». Da wir aus eigenen Mitteln diese Bitten nicht erfüllen können, sind wir allen Lesern dankbar, die uns hierin durch eine freiwillige Gabe unterstützen.

### Religiöse Selbstbildung . . .

die Zeit-Forderung an den bewussten Katholiken

Franz Michel William

## UNSER WEG ZU GOTT

Ein Buch für religiöse Selbstbildung

520 Seiten, mit 53 Farbbildern in Tiefdruck  
Ganzleinen Sfr. 16.—

Es ist das Werk für unsere Zeit, für den Christen von heute, ein Buch, das ob seiner Gediegenheit, Einfachheit und Klarheit im Aufbau, seiner Tiefe und Weltnähe in der Darstellung, seiner Bezugnahme auf alle menschlichen Bereiche die Grundkräfte des christlichen Lebens von allen Seiten her beleuchtet und aufzeigt.

Universitäts-Professor Dr. J. A. Jungmann S.J. urteilt darüber: «... ein Bild der christlichen Glaubenswelt, bei dem in gleicher Weise die ehrfürchtige Versenkung in die Lehre der Kirche und in das Buch der Bücher wie die Liebe zum christlichen Volke den Stift geführt hat. In lichtvollem Aufbau und in einer Sprache, die gerade durch ihre bildhafte Einfachheit dem grossen Gegenstande angemessen ist, treten die alten Fragen des Lebens und die Antworten und Führungen Gottes für die Menschheit eindrucksmächtig vor den Leser. ... ein Werk, das den Anspruch erheben kann, in einem vieles zu sein: *religiöses Bildungsbuch für Erwachsene* (für Glaubende wie für Suchende), *Erbauungsbuch*, *Volksbuch* — und nicht zuletzt eine Fundgrube dichterischer und künstlerischer Köstlichkeiten ...»

Durch jede Buchhandlung beziehbar

Im Gemeinschaftsverlag Tyrolia-Innsbruck/Herder-Wien

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseraten-Annahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 9.80; halbjährl. Fr. 5.20. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxembourg: Jährl. bFr. 140.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Comptes Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Jährl. DM 10.50; halbjährl. DM 5.50. Einzahlungen an Pfarramt St. Kunigund, Scharrenstr. 32, Nürnberg, Postcheckkonto Nürnberg 74760, «Sonderkonto Orientierung». — Dänemark: Jährlich Kr. 18.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Ilfurth Ht/Rh., c/c. No. 86047 Strasbourg.

## BURCH-KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

## Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny  
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

# FERIEN UND ERHOLUNG IM TESSIN

## HOTEL ORSELINA LOCARNO

Neu renoviert, modern, aber heimelig. In unmittelbarer Nähe der Wallfahrtskirche Madonna del Sasso. Gut eingerichtet für Gesellschaften und Vereine. Sorgfältig geführt durch

A. Amstutz-Borsinger, Inh.

Verlangen Sie Prospekte oder telefonische Auskunft durch: Locarno: (093) 7 12 41 — Bürgenstock: (041) 6 83 06 — Thalwil (051) 92 06 03.

## SCHLOSS-HOTEL LOCARNO

Das gediegene, komfortable Familienhotel, 45 Betten, mit allem modernen Komfort. Locanda Ticinese aus dem XV. Jahrh. Lift. Grosser Garten. Garage. Zeitgemässe Preise.

Tel. (093) 7 23 61

Leitung: F. Helbling-Zwald, Inh.

## TERRASSE-HOTEL «AL SASSO»

Orselina-Locarno

bei Madonna del Sasso. Auch für kurzen Aufenthalt geeignet. Hochzeiten, Vereine. Tel. (093) 7 34 54

Verlangen Sie Prospekte

J. Bolli-Jost's Erben